

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Inserate werden die gespaltene Petitzeile mit 1 Rgr. berechnet.

Preis des ganzen Jahrgangs von 12 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend = Zeitung.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Vierter Jahrgang.

No. 25.

Donnerstag, den 15. Juni.

1854.

Ich weiß ein Plätzchen, wo der Thymian spriest
Wo Maaslieb prangt, das Weilchen Duft ergießt,

Worüber Geißblatt üppig sich geneigt,
Mit Hagerosen und Jasmin verzweigt.
(Shakespeare, Sommernachts Traum.)

Die Gräfin von Willhausen.

Erzählung

Adolf Stern.

Zweites Buch.

Ein altes Trauerspiel.

I.

Frei Stunden von dem Strandstädtchen und Erbsschloß Willhausen, am Saume einer mit wenigen Laubbäumen untermischten Nadelwaldung, umfriedet vom üppigsten Wiesengrün, dem tausende von gelben Blumenpunkten ein anmuthiges Colorit verliehen, lag ein kleines, halbverfallnes Schloß. Hier hatte, wie wir aus dem Eingang unserer Erzählung wissen, der Tausendkünstler Andreas Slydei als Aufseher verbannt werden sollen, sobald der Amtschreiber Heinrich Weimann der Gatte seiner Tochter geworden.

Jetzt war freilich eine Wendung in allen Plänen eingetreten. Andreas Slydei führte in den Hasenschenken den Vorsitz und ließ daselbst mächtig auf hochgräßliche Rechnung ankneiden; der Amtschreiber ordnete seine Angelegenheiten mit einer Miene, aus der abwechselnd grimmer Born und resignirende Wehmuth sprachen — und Maria, als

Tausendkünstlers schöne Tochter war aus der Schifferhütte in die Räume des ebenerwähnten Hauses verschwunden. Inzwischen hatte Graf Camillo, der nun seine Residenz bleibend im Willhausener Erbsschloß aufgeschlagen bereits Abrede mit einem Baumeister genommen, welcher ein Landhaus im italienischen Styl dem Schlosse gegenüber auführte, dessen Bestimmung keinem Zweifel unterliegen konnte.

Seit dem Tage an welchem Marie die Seine geworden, zeigte Graf Camillo ein auffallend verändertes Wesen. Die aufbrausende Heftigkeit, der spöttisch überlegne Ton, die verächtliche Miene gegen alle andern hatten einer Güte und Milde Platz gemacht, welche man nach den ersten Erfahrungen nimmer erwartet hätte. Peter Wenk fand für seine Verbesserungsvorschläge ein geneigtes Ohr, Humanitätsanstalten wie sie in den größern Nebenstaaten nach dem Vorgang Preußens auftauchten, wurden errichtet, und, den Amtschreiber Weimann und Kunigunde von Willhausen-Nezeburg etwa ausgenommen, fand sich in dem ganzen kleinen Ländchen niemand, der Ursache zur Klage gehabt hätte. Selbstverständlich wurde auch ohne Ursache geklagt, und in dem Verhältniß zu Marie Slydei bereits ein Stein des Anstoßes und Uergernisses zwischen Camillo und seinen Unterthanen. Der Magistrat des Städtchens entsann sich plötzlich, daß er auf den

Platz, wo Camillo das neue Schloß erbaute alte Gerechtfame habe und drohte mit einer Anrufung an die Juristenfakultät zu Helmstedt. Ließ sich nun auch der Graf dadurch nicht in seinem Vorhaben stören, so verdroß es ihn gleichwohl nicht wenig, auch Peter Wenk auf Seite der Bürger zu sehen. An einem Sonnabend Mittag, einen Monat nach dem letztgeschilderten Tage, als der Amtsdirektor eben im Begriff war mit dem herkömmlichen Actenbündel im Arm, den Heimweg aus der gräßlichen Kanzlei anzutreten, brach der langverhaltne Aerger aus: „Amtsdirektor! Sie hätten wahrhaftig Grund mit mir auf andre Weise zu verfahren. Was wollen Sie was will die Bürgerschaft mit dem Plage auf welchem Corrodi baut! Ich habe Entschädigung angeboten — obgleich das Recht auf meiner Seite ist.“ —

„Nein Herr!“ entgegnete Wenk fest.

„Das Spruchcollegium von Helmstedt hat bereits zu unsern Gunsten entschieden.“

„Entschieden! Gut denn! Corrodi wird aber fortbauen, hören Sie — er wird fortbauen sage ich!“ rief Camillo. Die Zornader auf seiner Stirn schwoß mächtig, selbst der unbeugsame Peter Wenk fühlte sich einigermaßen eingeschüchtert.

„Ew. Gnaden werden doch nicht das Recht umstoßen wollen?“

„Was will die Bürgerschaft mit dem Plage? — Nun? — Ich werde zahlen, was er werth sein kann, mehr als das, aber ich werde bauen lassen, wo und wenn es mir beliebt. — Sagt das den Herren!“

Der Amtsdirektor verbeugte sich stumm und trat den Rückzug an. Camillo sah ihn, am Fenster stehend, mit derselben schmerzlichen Miene über den Schloßhof schreiten, die er schon zweimal an dem alten Manne bemerkt hatte, als er in Willhausen eintraf und als er den Befehl gab Heinrich Weimann zu entfernen.

„Was will er? Was wollen sie? Mich hindern Maria in ihren Augen zu erhöhen! — Wenn die Geliebte wüßte, daß die Menschen doch so elend sind, wie ich sie sehe — sie würde sich nicht ferner Mühe geben mich eines andern zu überzeugen!“

Er trat vom Fenster zurück, rief seinen Reitknecht und befahl, daß gefattelt werde. Eine halbe

Stunde nach seinem Gespräch mit Peter Wenk sah ihn dieser den Weg nach dem kleinen Jagdschloß hinsprengen.

Camillo ritt, ohne sich oder seinem Pferde die geringste Rast zu gönnen. Der Diener, der ihm folgte, seufzte ein paar mal vernehmlich, denn die Sonne brannte glühend, und der Staub wirbelte erstickend um die Reiter. Der Graf beachtete es nicht, er vermochte nicht eher den Zügel ein wenig anzuziehen, als bis die grauen Mauern des ersehnten Hauses durch das dunkle Waldgrün blickten. Da holte er tief Athem — und sah zurück nach dem feuchenden Begleiter. „Du bist nicht zum Husaren tauglich — wenn ich einmal die Willenhausensche Kriegsmacht zum Ruhme führe“ sagte er lächelnd zu ihm.

Der Diener wischte den Schweiß, welchen Anstrengung und Angst auf seine Stirn getrieben hatten ab und versetzte, nach Luft schnappend: „Glaub's gern! Lassen mich Ew. Gnaden dahinten — wo's keinen Krieg giebt. Wenn ich bei solchem Ritte — bei solcher Jagd, wohl gar noch einen Säbel tragen müßte, es wär mein Tod in jungen Jahren!“

Camillo lachte — seine Späherblicke schienen dabei die Laubgänge, durch welche sie nun ritten, förmlich durchbohren zu wollen. Jetzt hielt er plötzlich still — stieß einen Busch mit üppigem Blattwerk zur Seite: „Sie ist's! Sie ist's!“

Er sprang vom Rosse, warf dem Diener die Zügel zu, und eilte über die sorgfältig geschornen Rasenflächen nach einem Pavillon, der an einem kleinen See erbaut war. Erlen und Weiden, die anmuthige Ränderschatten gaben, rahmten franzartig den klaren und lichten Theil des Gewässers ein, während sie sich im Hintergrund zu einem dichten Gewirr verschlangen und mit Rohr und Schilf, Wassersternen und Wasserlinsen den lichtklaren Spiegel des Sees trübten. Der größere Theil seiner Ufer gehörte nicht zu den Besitzungen des Grafen von Willhausen. — Der Pavillon war geschmackvoll in einem halbgothischen Styl von farbigem carrarischem Marmor erbaut und mit allem Luxus der Gartenkunst geschmückt. An den reliefähnlichen Vorsprüngen außen rankten Epheu, Reben, Jasmin und strauchartig gezogene Akazien in die Höhe. Das Innere barg einen Reichthum Südpflanzen: neben den dunkel-

grünen saftigen Blättern der Aloe prangte die purpurrothe Blüthe des indischen Blumenrohrs, Myrthen, Magnolien, Aspinien, und Hellenien, Lorbeer und Ericen, Moos- und Monatdrosen bedeckten in Gefäßen von röthlichem japanesischem Porzellan ein hohes Blumengestell an der einen Wand, während die andere von einem Gemälde, Pallas und Aphrodite darstellend, geschmückt wurde, dessen prächtiges Colorit an Titian erinnerte. Das Meublement bestand aus einem einfachen Polster und einem Tischchen vor demselben, auf welchem eine Anzahl schön gebundner Bücher und Hefte Platz gefunden hatte.

Hier lesend und den herankommenden Camillo nicht bemerkend, saß Marie Slydei. Ihre äußere Erscheinung hatte sich mit ihren Verhältnissen geändert. Statt der groben Gewänder umhüllten jetzt einfach kostbare Stoffe Marias schöne Formen; gegen die Tracht und Sitte der höhern und höchsten Stände verließ allein das Haar, welches in vollen Locken auf den von einem dünnen Gewebe geschützten weißen Nacken und die Schultern herabfiel. Wie in alten Tagen bildete den einzigen Schmuck desselben eine frisch aufgesprungne Centifolie, die jetzt freilich von einer goldenen Agraffe gehalten wurde. Auch sonst war mit der schönen Tochter des Tausendkünstlers eine Umwandlung vorgegangen. Ihre Züge waren vergeistigt, der Ausdruck unbefriedigten Hoffens und Wünschens, der sich früher in charakteristischen Linien offenbarte, verschwunden, — er hatte einer sinnigen Freude und Befriedigung das Feld geräumt. Marie verwendete die Stunden wo sie des Geliebten entbehren mußte, zur Erlangung der Trägerin und Stützerin des Geistes: einer harmonischen und echten Bildung. Raslos und unermüdlich nahm und suchte sie Belehrung, je mehr sie sich ihm gleichgestellt fühlte, desto mehr strebte sie nach völliger Erreichung dieses Ziels.

Im Augenblicke freilich wo Camillo in den Pavillon trat, und ihren Namen rief, vergaß sie die Wissenschaft so sehr, daß sie das Buch, welches sie eben gelesen, an den Boden warf, um den Geliebten zu begrüßen. Camillo schlang lächelnd seinen Arm um sie und fragte: „Und wie ist es meiner Angebeteten ergangen — seit Donnerstag Abend!“

„Ich habe mich glücklich gefühlt wie immer entgegnete Marie. „Ich will hoffen.“ —

„Daß ich dasselbe sagen kann. Wenn Du willst ja! Denn was könnte mein Glück stören, da es nur in Dir und in der Sicherheit Deines Besizes liegt. Aber Aerger und Kränkungen, Verdrießlichkeiten und Hemmnisse aller Art habe ich wie immer in Willhausen, bei meiner Tante und meinem Amtsdirektor gefunden!“

„Was anders! Theuerste, Beste — ich kanns ändern — ich muß Dich bitten meinem Wunsche nachzugeben — meine Gattin zu werden. Du selbst hast mich glauben gemacht, was ich bis dahin nicht glaubte: ein Fürst sei seinen Untertanen Rücksichten schuldig. Nun gut! Das Sittlichkeitsgefühl der braven Leute fühlt sich durch unser Verhältniß beleidigt, — tant mieux! Ich führe Dich als meine Gemahlin in das neue Schloß — und sie haben Ruhe!“

Marie senkte die Stirn, eine flammende Röthe überzog ihr Gesicht. Beugend entgegnete sie: „Es ist schlimm, wahre echte Liebe gilt für unsittlich und jedes getraute Verhältniß soll sittlich sein! Und die Liebe, die ihre Heiligung von der Natur empfing soll sich durch die Menschen, statt sie zu heiligen, heiligen lassen. Dem wollt ich trohen!“

Camillo schien dem Ideengange Mariens nicht aufmerksam gefolgt zu sein. Er hatte das Haupt in ihren Schoos gelegt, eine Weile vor sich hingestarrt, dann fuhr er plötzlich auf und rief in seiner frühern wilden Weise: „Siehst Du Marie! wärst Du meine Maitresse, hätte ich Dich, eine Tänzerin, oder Gräfin — gleichviel! — Von Paris mitgebracht, sähen sie, daß ich Dich liebte, wie man nicht lieben soll, Dich als Launenspielzeug und Sinnenbefriedigung betrachtete, sie murrten wohl, sie sprächen darüber — aber sie haßten Dich nicht und fluchten Dir nicht, unserer Liebe Hindernisse in den Weg zu legen! Sieh Marie — Du warst ihres gleichen, oder sie glaubten es wenigstens. Darum der Neid, darum die Lästerzungen! Ich will zeigen, daß ich sie nicht fürchte!“

Marie blickte bittend zu Camillo auf. In ihrem Blicke lag etwas Unwiderstehliches, er zog sie fest an sich, küßte sie ein Paar Mal auf Stirn und Mund und fragte schmeichelnd: „Und graut dir's so sehr Gräfin von Willhausen zu sein?“

„Ich möchte immer nur Deine Marie bleiben!“

Ich kann nicht mehr wollen und wünschen. Das scheint mir wie Sünde und Frevel! Camillo an die Baderstochter von Augsburg denk ich, wenn ich Dir zum Altare folgen soll!"

„Agnes Bernauer,“ meinte Camillo ernst. „Liebe wie paßt das hierher. Das Jahrhundert! Und Willhausen! Zürne nicht, wenn ich meine Tante Kunigunde als den gestrengen Herzog Ernst und Peter Wenk mit der Perücke, als den schurkischen Kanzler denke, muß ich lächeln. Mein Marie, mir gebührt der Triumph und nicht ihnen! Ich führe Dich als Gräfin nach Willhausen zurück!“

„Und denkst Du dadurch ihrem Haffe eine Schranke zu setzen? Camillo! ich glaube so lange ich hier in der Verborgenheit lebe — geben sie sich zufrieden! Sie wollen mich nur nicht sehen, das zeigt ja der Proceß wegen des Plages!“ —

„Lassen wir das!“ fiel Camillo mit einer gewissen Ungeduld ein. „Es ist Abend — und der Abend ist dem Frieden und der Freude geweiht!“

Beide traten nun vor den Pavillon. Die Sonne war gesunken, der Horizont schimmerte in den Irisfarben, über den Gebüsch und Wiesen schwebte bläulicher Duft. Aus dem Wasser stiegen die weißen Nebelsäulen, welche die Ursache zur Entstehung der Nixensagen gewesen sein mögen, und welche im vollen Lichte des Mondes, der jetzt noch bleich am Himmel stand, ein so eigenthümlich zauberisches Aussehen gewinnen. Wie die Liebenden so oft gethan: sie umarmten sich schweigend, und erst nach einer Weile sagte Marie: „Welch ein Unterschied zwischen meiner verfallenen Warte am Meere und zwischen hier!“

Ihr stilles Entzücken wurde nur durch ein rohes und wüßtes Geschrei, welches in minutenlangen Pausen über den See scholl, beleidigt.

(Schluß folgt.)

Schönella.

Erzählung

von

Richard Kunisch.



in recht harter und anhaltender Winter war vorübergegangen, aber dafür war auch der Frühling,

welcher auf ihn folgte, so prächtig, als wenn er die Erde und die Menschen darauf für alles überstandene Ungemach reichlich entschädigen wollte. Besonders der erste Mai litt Niemanden im Zimmer, und es war gut, daß er auf einen Sonntag fiel, sonst hätte der schöne Sonnenschein da draußen gar Manchem die Arbeit in der Werkstätte oder an dem Schreibtisch viel schwerer gemacht als sonst. Jetzt war zwar der Abend schon herangekommen, aber die Lust war noch so warm, die Vögel sangen noch so lustig auf Feldern und Wiesen, daß die Bewohner der Stadt B. noch gar keine Lust verspürten, in ihre großen, gemauerten Käfige zurückzukehren. Nur hier oben in dem kleinen Häuschen, das dicht am Thore so freundlich aus dem umgebenden Garten hervorschaut, — hier oben brennt schon seit einer Stunde die Lampe, wie man trotz der heruntergelassenen Fenstervorhänge gar deutlich bemerken kann. Hier oben sitzt in ihrem geräumigen Wohnzimmer die Frau Dieter. Ihr seliger Mann hatte ihr zwar, als er vor sechs Jahren gestorben war, nichts hinterlassen als eine bildschöne Tochter, die jetzt das zwanzigste Jahr erreicht hatte; aber der Tod eines begüterten Verwandten, der sie zur Erbin eingesetzt, hatte ihr später soviel Vermögen verschafft, daß sie behaglicher und sorgenfreier davon leben konnte, als von dem spärlichen Einkommen ihres Mannes, des Registrator Dieter. Am heutigen Abend mußte ihr wieder etwas sehr erfreuliches begegnet sein, denn so vergnügt war sie seit Jahren nicht gewesen. In der Hand hielt sie einen zierlich geschriebenen Brief, den sie beim Schein der Lampe und mit Hilfe ihrer Brille noch einmal bedächtig durchlas, obgleich sie seinen Inhalt schon zu kennen schien. „Ich habe mir's doch immer gedacht, daß meine Ella noch eine so gute Partie machen wird. Wenn ich sie so ansehe, da werde ich immer an meine eigene Jugend erinnert, wie da die jungen Leute hinter mir her waren, wenn ich nur das Haus verließ, und wie Jeder glücklich war, wenn er nur einen freundlichen Gruß von mir erhaschte. Aber freilich, was hilft das Alles, wenn man kein Geld hat? — Nun, meine Ella bekommt ihre paar Thalerchen mit, aber darum soll sie auch einen Mann nehmen, dessen sie sich nicht zu schämen braucht. Gleich und gleich gesellt sich gern.“ Während Frau Dieter mit diesem

Sprüche, ihrem Lieblingspruch, seit sie wohlhabend geworden war, — ihr Selbstgespräch beschloß, wollen wir uns nun einmal im Garten umsehen, auf dessen Bäumen es so lustig zugeht, als wollten auch die kleinen Vögel dem ersten Mai zu lieb ein Extraconzert zum Besten geben. Aber das Geslüster, welches aus jener Laube sich vernehmen läßt, zeigt, daß außer den kleinen Vögeln noch andere Besucher hier sind. Und wirklich sehen wir im matten Dämmerlicht eine liebliche Mädchengestalt und dicht daneben die kräftige, hohe Figur eines jungen Mannes. Das Mädchen ist schön Ella, der Jüngling ein früherer Gespieler von ihr. Die Beiden, welche bis zum Tage ihrer Confirmation nie von einander weggekommen waren, hatten sich auch später nicht lassen wollen, und Ella's Vater hatte gern seine Zustimmung dazu erteilt, daß sie künftig einmal auch für das Leben verbunden würden. Das hatte sich freilich geändert, seit Ella's Mutter die Erbschaft gemacht hatte; denn von da an wollte ihr der arme, elternlose Uhrmachergehilfe als Schwiegersohn gar nicht mehr in den Sinn und der Tochter wurde jede Zusammenkunft mit ihm streng untersagt. Aber Ella konnte es nicht über's Herz bringen, den Geliebten gar nicht zu sehen, und darum trafen sie sich bisweilen heimlich. So war es auch heute. Diesmal waren sie aber so ernst und traurig, als sähen sie sich zum letzten Male. Vielleicht kam es auch noch so weit, denn seit ein paar Monaten bewarb sich ein reicher Kaufmann gar eifrig um Ella, und die Mutter freute sich sichtlich über den stattlichen Bewerber. — „Ella,“ sagte der Jüngling, „ehe Du heirathest, zieh' lieber mit mir fort in die weite Welt; ich bin jung und rüstig, und umkommen werden wir nicht.“ — Da ließ Ella den Arm, den sie zärtlich um seinen Hals geschlungen hatte, sinken, sah mit den großen dunklen Augen erstaunt zu ihm auf und sagte: „Heinrich, das ist doch nicht Dein Ernst, daß ich meiner Mutter, die doch auf der Welt nur mich hat, das anthun soll.“ Der junge Mann senkte das Haupt und schwieg. „Aber was wollen wir denn verzagen,“ rief Ella mit erzwungenem Lächeln, „noch hat er nicht angehalten, und wer weiß, wie uns noch geholfen werden kann.“ Ein tiefer Seufzer, den der Geliebte ausließ, zeigte, daß der Trost des Mädchens

für ihn keiner sei. Aber die Liebe hat ja so viel Beredsamkeit, soviel überzeugende Kraft, daß ihr auch das Herz des armen Heinrich nicht widerstehen konnte. Schön Ella war so zuversichtlich, sie vertraute so fest auf einen glücklichen Ausgang, daß auch der Jüngling allmählig wieder der Hoffnung Raum gab. „Morgen gehe ich zu Deiner Mutter,“ rief er beim Scheiden; „da halte ich um Dich an, und ich will doch sehen, ob ihr Herz denn nicht zu erweichen ist.“ — Noch einmal umarmte er das schöne Mädchen, noch einen langen, innigen Kuß drückte er auf ihre rothigen Lippen, dann ging er durch das kleine Gartenthor und sie eilte, nachdem sie dem Geliebten nachgesehen, bis er ihren Blicken verschwunden, zur Mutter hinauf. —

Als Heinrich am folgenden Tage in festlichem Anzuge wieder vor dem kleinen Häuschen stand, da war er doch lange nicht mehr so zuversichtlich, als am Abend vorher. Er kannte die Eitelkeit der Frau Dieter, er wußte, welchen Werth sie auf Reichthum legte, und sein Stolz fühlte sich verletzt, wenn er daran dachte, wie wenig äußeres Glück er ihrer Tochter zu bieten habe. Als er nun endlich vor ihr stand und nicht ohne Stocken die Bitte um Ella's Hand vorgetragen hatte, da gereuete ihn fast der Schritt. — Die Mutter sagte ihm kurzweg, daran dürfe er gar nicht denken, und sie wunderte sich über seinen Antrag umsomehr, da er ja wisse, wie sie dazu nie ihre Einwilligung geben würde. Auch des reichen Bewerbers erwähnte sie in hoffärtigem Tone, und gab ihm sehr deutlich zu verstehen, daß er am Besten thun würde, wenn er sie und ihre Tochter jetzt als völlig Fremde betrachten wollte. Vergebens warf sich Ella weinend ihrer Mutter zu Füßen, vergebens beschwor sie die Unerbittliche, nicht ihr einziges Lebensglück zu zertrümmern. Die Thränen der Tochter stimmten die Mutter wohl weicher, änderten aber ihren Entschluß nicht. „Du weißt nicht, was Du willst,“ erwiderte sie auf das Flehen des geliebten Kindes, „und darum muß ich für Dich sorgen. In Deinem Alter kümmerst man sich gewöhnlich um Geld und Wohlstand nicht, und denkt, zum Heirathen sei es genug, wenn man sich nur gegenseitig liebt. Aber dann kommt das Leben mit seinen täglichen Sorgen, vor denen alle Träumereien schwinden. Mit den paar tausend

Thalern, die ich Dir mitgeben könnte, würdet ihr zwar jetzt euren Unterhalt finden; aber später, wenn ihr Familie hättet, würde sich auch der Kummer einstellen, und die Zeiten, wo Handwerk immer goldnen Boden hatte, existiren nicht mehr. Die Liebe dauert nicht ewig, aber ein angenehmes, sorgenfreies Leben thut auch im Alter wohl.“ So redete sie noch lange der Tochter zu und malte ihr in den glänzendsten Farben das Glück, das ihr an der Seite des reichen Kaufmanns Werner bevorstände. Aber Ella hörte von dem allem nichts, als daß sie von ihrem Geliebten lassen müsse, und ihr war, als wenn ihr der Schmerz darüber das Herz bräche. —

Ein paar Tage später schritt ein junger Bursche im grauen Reisefittel, das Ränzchen über der Schulter, still und einsam durch das Thor von B. Draußen sah er noch einmal nach dem kleinen Garten zurück und wischte eine Thräne aus dem Auge. Dann ließ er traurig den Kopf auf die Brust sinken und setzte seinen Weg fort. Es war Heinrich, der seine Vaterstadt verließ, um nie mehr dahin zurückzukehren. Derselbe helle Sonnenschein, derselbe Vogelgesang, dieselben frisch grünenden Wiesen, die vor wenigen Tagen sein Herz mit Maienduft und Lebensfreude erfüllt hatten, umgaben ihn auch jetzt wieder. Aber er sah und hörte von all der Frühlingspracht nichts mehr. Ihm erschien die Welt so dunkel, so still, so freudearm, wie sein eignes Herz.

Der Kaufmann Werner war ein Mann der Geld besaß und Geld zu schätzen wußte, und hierin war er allerdings ganz nach Frau Dieters Geschmack. Außerdem war er ein praktischer Geschäftsmann, hatte nie etwas Böses gethan, bezahlte seine Abgaben und überdies noch monatlich einen Thaler in die Armenkasse. Das war so ziemlich alles, was sich über ihn sagen ließ. Er selbst aber sagte noch, als er um Ella angehalten hatte, zu einem Geschäftsfreunde, jetzt habe er zum ersten Male eine schlechte Spekulation gemacht, denn er könne eine viel vermögende Frau bekommen. „Aber ich habe mich nun einmal in das hübsche Lärchen vergafft,“ fügte er lachend hinzu, „und reich genug bin ich ja, um mir diesen ersten und letzten dummen Streich erlauben zu können.“ — Davon, daß Ella einen Andern liebte und lange Zeit gegen alles Zureden

der Mutter taub war, wurde ihm natürlich Nichts gesagt. Vielleicht hätte er sich auch wenig daraus gemacht, denn von der Liebe hielt er nicht viel. Die war ihm weder bei der italienischen Buchführung, noch im Wechselgeschäft vorgekommen. Vom Herzen und was damit zusammenhängt hatte er zwar manchmal sprechen hören, aber lieber waren ihm doch die Köpfe auf seinen blanken Goldstücken. Ost zu seiner Braut zu gehen, erlaubte ihm sein Geschäft nicht, sonst hätte er die traurigen Zeiten, die man dort verlebte, wohl bemerken müssen. Auf jenen ersten thränenreichen Tag waren noch gar viele andere gefolgt. Wenn sich so ein junges Herz ganz fest an ein anderes gekettet hat und beide werden nun plötzlich für immer von einander getrennt, das ist ein Weh, als sollte das arme Herz zerspringen. Als Ella von ihrem Fenster aus den Geliebten langsam vorüberziehen sah, da meinte sie, nun könne sie gar kein rechter Schmerz mehr treffen, denn den größten habe sie doch schon erduldet. Sie weinte nicht, sie klagte auch nicht, aber es war ihr, als müßte sie bald sterben. Die Mutter tröstete sie, der Zustand werde bald vorübergehen, aber er dauerte noch immer fort. Und als sie in die Tochter drang, dem reichen Freier zum Altar zu folgen, da erklärte Ella, das könne sie nimmer thun; sie habe ihr Glück der Mutter geopfert, aber mehr dürfe sie von ihr nicht verlangen. Alles Zureden, alle Drohungen blieben erfolglos. Da rief ihr die Mutter das Bild des verstorbenen Vaters zurück, der Ella noch auf dem Todtenbett verwahrt hatte, nie zu vergessen, was sie der Mutter schuldig sei und ihr stets eine treue, gehorsame Tochter zu bleiben; unter Thränen beschwor sie das Mädchen, es solle der alternden Mutter nicht alle Hoffnungen, alle Aussichten auf eine glückliche Zukunft zerstören, sie sank der Tochter zu Füßen, — und was keine Gewalt vermocht hätte, gelang der Macht der Liebe. Unter einem Strom von Thränen willigte Ella ein, und vier Wochen später stand die bleiche Braut vor dem Altare, der sich als heiliger Grenzstein zwischen ihr und dem Glück erhob. —

Frau Dieter war über ihre Handlungsweise völlig einig mit sich und ihrem Gewissen. Sie liebte die Tochter mit jener unergründlichen Zärtlichkeit, deren das Herz einer Mutter fähig ist, und eben darum hatte sie Alles angewendet, um jene Heirath

zu Stande zu bringen, durch welche sie das Glück des heißgeliebten Kindes begründet glaubte. Sie sah zwar die Rosen auf schön Eilas Wangen bleichen, aber folgt nicht in der Natur auf jeden Winter friische Blütenpracht, und hat denn das Herz allein nur einen einzigen Frühling? —

Die Hochzeit wurde so glänzend gefeiert, als es das Ansehen der renomirten Firma Franz Werner und Comp. erforderte. „Ja ja, liebe Frau Schwiegermutter,“ sagte der Bräutigam schmunzelnd, indem er auf die silberbedeckte Hochzeitstafel blickte, „Sie bekommen keinen Lump, der um tägliches Brot beten müßte, zum Schwiegersohn!“ —

Das wußte Frau Dieter auch zu schätzen, sonst hätte sie ihm nicht ihr ganzes Vermögen gerichtlich verschreiben lassen, so daß es völlig in sein Eigenthum überging. Sie brauchte es überdies nicht mehr, denn Herr Werner hatte sie ja gebeten, doch in sein Haus zu ziehen und mit ihren Kindern zusammen zu leben, was sie freudig annahm. Ohne die Tochter wäre es ihr auch gar zu einsam und traurig geworden in dem kleinen Häuschen, das der Schwiegersohn jetzt verkaufen ließ. —

Umgeben von einem Wohlstand, den sie nie zuvor genossen hatte, und in dem Gefühle, daß ihre geliebte Tochter für immer vor all dem Kummer gesichert sei, der auf ihrer eigenen Jugend schwer gelastet hatte, würde sich Frau Dieter jetzt ganz glücklich gefühlt haben, wenn nicht der Anblick der stillen bleichen Tochter ihr in jede Freude einen geheimen Vorwurf gemischt hätte. Als sie einmal allein waren und schön Ella noch blässer als sonst ausah da fragte die Mutter in liebevoller Besorgniß ihr Kind, ob sie sich denn noch immer nicht froh fühlen könne? Da lächelte Ella und sagte: „Laß nur, liebe Mutter, das geht wohl vorüber.“ Und dann schlang sie ihre Arme fest um die Mutter und sprach zärtlich: „Wenn ich Dich nur sehen und bei Dir sein kann, dann ist Alles gut und dann fühle ich mich auch froh; nur wenn ich wieder allein bin, dann ist mir manchmal so weh, daß ich's gar nicht sagen kann. Das hört aber auf, wenn ich an Deinem Herzen ruhe, meine einzig geliebte Mutter! Und nicht wahr, Du wirst mich doch nie verlassen?“

Zehn Jahre waren seitdem verflossen. Der Mai war wieder da, der goldne, duftige Mai. Die Wiesen grüntem, die Vögel sangen wieder, denn der Winter war ja zu Grabe getragen, und auf seinem farbigen Grabe blühten die weißen Maiglöckchen und die herzigen Veilchen. Und durch das Thor schritt ein Wanderer, ein kräftiger Mann mit gebräunten Zügen und stattlichem Bart. Als er die Straße betrat, machte er Halt und schaute sich um, als suche er, was er nicht mehr finde. Aus einem schönen, großen Gebäude, vor welchem er stand, trat jetzt ein Dienstmädchen. — „Wem gehört dies Haus?“ Der Name, den er als Antwort erhielt, mußte dem Fragenden unbekannt sein; er schritt nachdenklich weiter. Der Fremde war Heinrich Welden, der arme Uhrmacherlehrling jetzt ein tüchtiger Meister in seiner Kunst. Als er B. verließ, hatte er sich zuerst nach der Schweiz gewendet, um sich dort in seinem Fache zu vervollkommenen, vielleicht auch, um im Anblick der Naturgröße das Wehe des kleinen Menschenherzens zu vergessen. Drei Jahre war er dort geblieben, dann hielt er es aber nicht mehr aus. Er meinte, die Gebirgsluft bekomme ihm schlecht, und er ließ sich in dem geeigneten badischen Lande nieder. Eine Zeit ging es wohl, aber nach einem Jahre schien es ihm doch, als wenn er das warme Klima nicht vertragen könne. Und so zog er denn von einem Orte nach dem andern, und überall wollte es gar nicht gehen. Da hielt er es endlich nicht länger aus, packte seine Geräthschaften zusammen und reiste nach der Vaterstadt zurück. Wenigstens einmal mußte er sie, die er nicht vergessen konnte, wiedersehen. Eine Meile vor dem Thore stieg er aus dem Wagen, und zu Fuß, wie er B. vor zehn Jahren verlassen hatte, betrat er es jetzt wieder. Da sah er wohl noch die bekannten Straßen, aber wie Vieles hatte sich nicht seit seiner Abwesenheit verändert! Nachdenklich schritt er immer weiter, endlich fragte er einen Vorübergehenden, wo die Dieter wohne? — „Die Schwiegermutter des Werner, der im vorigen Jahre Banquerott gemacht hat?“ — Der Fremde erstarrte. „Und wo lebt die Familie jetzt?“ fragte er schmerzlich erschüttert. — „Die Mutter lebt gar kümmerlich in jenem Hause dort, unter dem Dach; sie muß von der Stadt erhalten werden, denn sie hat gar Nichts und ist immer kränklich. Der Kauf-

mann Werner aber ist weggezogen, ich glaube, nach W., und dort soll er sich wieder etablirt haben.“ — „Und seine Frau?“ fragte der Fremde tonlos. Der Angeredete sah ihn verwundert an. „Die wohnt auf dem katholischen Kirchhofe,“ sagte der dann; „wissen Sie denn nicht, daß sie schon seit neun Jahren todt ist?“ — Todt! Als Heinrich das Wort hörte, da legte sich's wie finstre Nacht um seine Augen und er wurde leichenbläß. Aber er sprach kein Wort. Der Andere sah ihn wanken und wollte ihn halten, daß er nicht umsinke, aber Heinrich riß sich los und stürzte fort. Wohin, das wußte er nicht; aber doch, nach dem Kirchhofe, der enthielt ja nun Alles, was er auf der Erde noch suchte. Und er fand das Grab, mit einem prächtigen Marmorsteine geziert, ohne Blumen, nur ein verwelkter Kranz lag darauf. Da sank er auf die Kniee nieder und barg das glühende Gesicht in die kühle, feuchte Erde.

Und nach langer, langer Zeit erhob er sich wieder. Er hatte geweint, die ersten Thränen seit vielen Jahren. Aber sie hatten ihn um's Herz erleichtert, er war jetzt wieder sanft und ergeben; und er faltete die Hände zum Gebet.

Ehe er schied, küßte er noch einmal den Stein, auf dem der Name seiner Ewiggeliebten stand. Dann verließ er den Kirchhof und ging Ella's Mutter aufzusuchen. Als er in ihr ärmliches Zimmer trat, erkannte er sie kaum wieder. Sie war so alt, so furchtbar alt geworden, und doch waren seit damals erst zehn Jahre vergangen. „Mutter,“ sagte er und reichte ihr die Hand, „nicht wahr, ich darf Euch doch so nennen? Ich bin wieder da und Ihr müßt jetzt zu mir ziehen.“ — Da erkannte sie ihn und schrie laut auf. Dann sank sie auf das elende Lager zurück und rief in herzerschneidendem Tone: „Heinrich, ich habe mein Kind gemordet!“ — „Nein,“ sagte er, „Ihr hattet ja das Beste im Sinne und wolltet sie glücklich machen. Aber jetzt müßt Ihr mich als Euren Sohn betrachten; war ich's doch in meinem Herzen immer. Wir wollen jetzt zusammenbleiben, bis uns der Tod trennt, und da wollen wir ungestört von ihr sprechen, die auf der Welt Niemanden so geliebt hat, als uns beide. Und jeden Tag wollen wir ihr Grab besuchen und beten zu dem Gott, der die Liebe ist, und ihrer gedenken, die

von uns geschieden ist und uns nichts zurückgelassen hat, als unsere Liebe.“

Fränkische Skizzen.

von
Ludwig Nebau.

2.

W ü r z b u r g.

(Aus alter Zeit. Juliushospital. Universität. Königl. Musikinstitut. Theater. Literatur.)

Einer der Herrlichsten, die je in deutschen Klängen gesungen, ein Dichter, deutsch in des Wortes heiligster Bedeutung, ein Fürst in seinen Liedern, ein armer fahrender Schüler im Leben, genannt von Vielen, von Wenigen gekannt, ist in Würzburg's Mauern gewandelt und hat dort ein Vermächniß hinterlassen, seines Namens werth, die Zeit hat es vernichtet, doch der Mund der Dichter ließ es nicht vergehen für die deutschen Herzen, die ihn lieben, den edlen — Walther von der Vogelweide. Lassen wir den Streit über seinen Geburtsort den müßigen Köpfen; das ist so gut als gewiß, daß hier sein süßer Liedermund sich für immer geschlossen, daß hier das treueste deutsche Herz zu schlagen aufgehört. In dem kleinen Hofraume des ehemaligen Benedictinerstifts „zum neuen Münster“ befindet sich in der Mauer ein Stein, wo, wie die Sage spricht, dem Wunsche des sterbenden Dichters gemäß, seinen Lieblingen, den Sängern des Waldes tägliche Nahrung gereicht wurde, bis die geistlichen Herren im Laufe der Zeit es für besser hielten, den Waizen für ihre Tafeln zu Semmeln zu verwenden.*) — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Walther als ein Bruder des Stiftes sein wechselvolles Leben beschloß. Nicht weit von dieser Stelle in einer Nische an der nordöstlichen Seite des „neuen Münsters“ findet man einen Denkstein mit deutscher und lateinischer Inschrift und dem Symbole des Dichters, den ährenden Vögeln. Derselbe ward von dem „Historischen

*) Ich muß es zoologischen Kritikern oder kritischen Zoologen überlassen, sich eines Weiteren darüber zu verbreiten, in wiefern sie ein Futter an Waizen für die Sänger des Waldes zuträglich finden! E. R.

Vereine für Unterfranken" am 25. August 1843
dieselbst errichtet. — Mögen diese Zeilen ein Weniges
dazu beitragen, den liebenswerthen Dichter, für den
erst jüngst eine geschätzte Schriftstellerin, Luise
Otto, in diesen Blättern das Wort ergriff, neue
Freunde zu gewinnen, zumal jetzt, wo das inhalt-
lose Versgeklingel sich so sehr breit macht vor dem
echten tiefen Klang aus einem deutschen, warmen
Dichterherzen! —

Auch ein hochberühmter Meister der edlen Musik
hat seine Heimat in Würzburg. Am 6. August
1845 ward unter den Niederklängen der damals
zum ersten deutschen Sängerversammlung an einem
Orte der „inneren Grabengasse“ ein einfacher Denk-
stein angebracht mit der Inschrift:

Geburtshaus des Tonkünstlers Georg Joseph Vogler,
geb. 15. Juni 1749, gest. 6. Mai 1814.

Der Name Abbé Vogler ist zu bekannt, als daß
hier noch Weiteres über seine Verdienste angeführt
zu werden brauchte. —

Nicht weit von hier auf einer schattigen Baum-
allee erhebt sich die eiserne Kolossalstatue eines Mannes
im bischöflichen Gewande, das schöne ernstmilde, von
kräftigem Bart umwallte Antlitz zeigt den klaren
Ausdruck entschiedenster geistiger Kraft, die Hand ist
segnend erhoben gegen ein langes Gebäude ihm zur
Linken. Das Gebäude ist das Juliushospital —
der hohe Mann in Erz: — Julius Schier von
Meißelbrunn, im Jahre 1573—1617 Fürstbischof
von Würzburg, ein Mann, dessen Name unauslösch-
lich geschrieben steht in den Herzen aller Würzburger,
ein Mann, in dem sich christliche Milde und sittliche
Strenge vereinten, um Würzburg mit Einrichtungen
zu beschenken, die in ihrer Art einzig dastehen. —
Ich meine hier besonders das von ihm im Jahre
1579 gegründete „Juliushospital für Arme, Preß-
baute und Kranke,“ ein Institut, im Laufe der Zeit
durch außerordentlichen Reichthum befähigt, das zu
leisten, was ihm eine so hervorragende Stelle unter
allen derartigen Anstalten verschafft. Ein längliches
Quadrat bildend, schließt das zu diesem Zwecke er-
richtete Gebäude nebst einer Hauskirche, einem großen
Operationsaal, mehreren medicinischen Hörsälen eine
lange Reihe von Krankensälen ein, die je nach der
Beschaffenheit der Krankheit den Leidenden zugetheilt

werden. In seiner Nähe befindet sich das Gebäude,
das erst neuerdings für epileptische Kranke errichtet
wurde. Das Hospital besteht aus einer Pfründe
für katholische, im hohem Alter stehende und im
ehemaligen Großherzogthume Würzburg heimatbe-
rechtigte Leute und aus einem Krankenhause, das
allen armen heilbaren Kranken des Kreises, sowie
allen fremden, auf der Reise erkrankten Personen un-
entgeltliche Aufnahme und Verpflegung bis zu ihrer
vollständigen Genesung gewährt. Seine Kranken-
säle hat es der medicinischen Fakultät der Universität
zur Verfügung gestellt, und diese, sowie der anliegende
botanische Garten und die gleichfalls in der Nähe
auf Kosten der Universität neuerrichtete Anatomie
bilden in jüngster Zeit den Wirkungskreis von
Männern, welche sich eines so ausgezeichneten Rufes
in der Heilkunde erfreuen, daß die medicinische Fa-
kultät der Universität nunmehr zu den frequentesten
in Deutschland gezählt werden darf. Ich nenne nur
die Namen v. Schönlein, d'Outreyont, Kiemisch von
Rotterau (gest. 1852 in Prag), die Siebolde aus
früherer und v. Textor, v. Markus, N. Virchow,
Kölliker, Scanzoni aus jetziger Zeit. An die Stelle
der Herren v. Markus und Textor, die in Ruhes-
stand treten, wurden ganz jüngst berufen: Bam-
burger aus Wien und Morawek aus Prag. —
Obenerwähntes Denkmal wurde dem Stifter dieser
Anstalt am 2. Juli 1847 vom König Ludwig er-
richtet, ist ein Werk Wiedemanns in München und ward
in der königl. Erzgießerei daselbst gefertigt. Julius
ist auch der Stifter der Würzburger Universität, die
jedoch mit Ausnahme der obengenannten Lehrer an
der medicinischen Fakultät sich gar keines Ueberflusses
an wissenschaftlichen Celebritäten rühmen kann. Von
der philosophischen Fakultät nenne ich den als
Herausgeber der gesammelten Schriften seines Lehrers
Dr. v. Baader bekannten Professor Franz Hoffmann
und den Chemiker Professor Scherer, von der
juridischen die Professoren Lang und Edel. Auf der
anderen Seite besitzt nun die Universität einen Vor-
zug, dessen sich wohl nicht bald eine andere Hoch-
schule rühmen dürfte. Es ist nämlich die nach-
ahmenswerthe Anordnung von Seite des Bibliothe-
kars der Universität getroffen worden, sämmtlichen
Studenten, die das verwerfliche Gelüste in sich
tragen, mit den Coryphäen der deutschen Literatur

genauer bekannt zu werden, die Verabreichung von Büchern, die das Unglück haben, deutscher Dichter Werke zu sein, mit einer Liebendwürdigkeit zu verweigern, die sich um etwaigen Fragen nach dem Grunde einer so herrlichen Einrichtung gar nicht kümmern zu müssen glaubt. Ich spreche hier von Werken deutscher Dichter, gleichviel, ob sie wissenschaftlichen (z. B. Schlegel's: „Ueber dramatische Kunst“) oder bloß schöngeistigen Inhalts sind. Freilich muß man sagen, daß von dem größten Theile der Studenten dieser Umstand gar nicht schmerzlich empfunden wird, indem sie dahinter eine stillschweigende Ermahnung erblicken, sich bei Gerstenfaß und Paul de Kock für die verweigeren Deutsch-Heiden zu entschädigen, die denn hier und da doch mehr als für ein junges unverdorbnes, frommes Gemüth zuträglich ist, an die Nation von Denkern und Kritikern erinnern. Freundlicher Leser verzeih, wenn ich Dich mit solchen unbedeutenden Dingen langweile, aber vielleicht findet doch Mancher deiner Leidensgenossen in diesen Zeilen etwas mehr, als einen bloßen Purzelbaum über einen pädagogischen Zaun! — Von andern ähnlichen Vorzügen der Bibliotheksordnung (?) schweigen wir.

Eine etwas lobenswerthe Einrichtung ist das mit der Universität in Verbindung stehende königl. Musikinstitut. Dasselbe wurde bereits im Jahre 1804 gegründet und an seiner Spitze steht seitdem der durch seine musikalisch-theoretischen Werke rühmlich bekannte Professor J. Fröhlich. Tüchtige Lehrer sind angestellt, um den Studirenden der Hochschule, den Gymnasialen, den Böglingen des Schullehrerseminars, sowie mehren Dilettanten unentgeltlichen Unterricht im Gesang und in den gebräuchlichsten Instrumenten zu ertheilen. Die wöchentlich zweimal unter Leitung des Professor Fröhlich und des wackern Musikdirigenten G. Bratsch stattfindenden Orchesterproben sind auch dem größeren Publikum kostenfrei zugänglich und legen nach Umständen ein sehr erfreuliches Zeugniß von den Bemühungen des Institutsvorstandes ab. — Wenn man bedenkt, daß das Orchester fast alle zwei Jahre ein andres ist, da die Schullehrerseminaristen, welche den Kern des Orchester bilden, alle zwei Jahre durch neue ersetzt werden, so kann man diesen Leistungen seine ganze Anerkennung nicht versagen. Fröhlich hat sich die

Aufgabe gestellt, nur Compositionen der älteren Meister vorzuführen, von den Neueren hat nur Mendelssohn mit seinen Ouverturen zur „Fingalhöhle“ und zum „Sommernachtsstraum“ sowie mit seiner Symphonie in A-Moll das „Acceßit“ erhalten. Wenn diese Produktionen auch in technischer Hinsicht Manches zu wünschen übrig lassen, so sind sie doch als ein sehr schätzenswerther Beitrag zur Ausbildung des musikalischen Geschmacks in Würzburg zu betrachten, daher mag es denn auch kommen, daß bei dem Würzburger Stadttheater die Oper leider die bevorzugte Stelle einnimmt, während das Schauspiel, da die Unternehmer eben mehr den materiellen als den künstlerischen Erfolg im Auge haben, höchst fließmütterlich behandelt wird. Ich erinnere mich jedoch aus den Vorjahren, auch im Schauspiele recht gute Leistungen gesehen zu haben, was man von dem letzten Winter, wie ich höre, nicht sagen kann, während die Oper für ein Provinztheater ganz vorzüglich ist. Besonders verdient der Baritonist Herr Pichler auszeichnende Erwähnung, der besonders durch ein so edles Spiel excellirt, wie man es wohl an mancher großen Bühne vergeblich suchen dürfte. Auch Herr Schifbenker, der Bassist, ist ein wackerer Sänger und Schauspieler. Was das Repertoire des Schauspiels betrifft, so war dasselbe unter aller Kritik, denn außer Birchpfeiffer und Benedix und einigen Possen wurde kaum ein Stück von Werth aufgeführt, eine Misere, die nicht genug getadelt werden kann. Von den neueren und neuesten Dramen ist natürlich gar keine Rede! — Der neue Direktor, der die Bühne auf die nächsten Jahre pachtweise übernommen hat, heißt Spielberger, der früher die Leitung des Kölnner Stadttheaters hatte. Im Sommer bleibt die Bühne geschlossen. Was die Literatur in Würzburg angeht, so weiß ich nicht, wovon ich zuerst reden oder schweigen soll! Würzburg besitzt mehre Journale, von denen jedoch nur die im Verlage der Stabelschen Buchhandlung erscheinende „Neue Würzburger Zeitung“ einige Bedeutung hat. Ihr jeziger Redakteur ist Dr. Voelkmann, an den sie von Dr. S. Haense, dem hier als Advokat lebenden geistvollen Verfasser der „Württembergischer Lustschlösser“ sowie mehrerer anderer belletristischen Werke, überkam. Es ist bekannt, daß in Gutzkow's „Unterhaltungen“ zuerst das Dunkel

gelichtet wurde, daß den vermeintlich pseudonymen Verfasser des so vortrefflichen obengenannten Buches umgab. — Die anderen Tageblätter sind ganz werthlos und haben sich noch dazu die schöne Aufgabe gestellt, jede in einem sogenannten „belletristischen Beiblatt“ die besseren Journale, oft ohne Angabe der Quelle auf die schamloseste Weise auszubeuten, ein Treiben, das jetzt bei dergleichen Blättern so allgemein zu werden droht, daß man nicht genug dagegen allen Ernstes eifern kann. Ferner öffnen dieselben ihre Spalten jener schauderhaften Art von Lyrik — die einen Menschen rasend machen kann. Ich kann nicht unterlassen, aus dem Extrafelleisen des Würzburger „Stadt und Landboten“ zur Ergötzung für Männiglich ein derartiges Produkt eines gewissen Ant-Holde hierher zu setzen:

Der Lieder Ursprung.

Lieder kommen aus dem Busen,
Aus dem Busen in der Brust,
Lieder kommen von den Nasen
Und die Nasen aus der Luft.

Luft und Nasen sind Geschwister,
Brust und Busen sind nicht fremd,
Und die Lieder sind die Räuber,
Wenn's im Busen hat gebrennt. (!!!)

Wer bringt System in diesen Wahnsinn?!

Die mit der neuen „Würzburger Zeitung“ erscheinende „Mnemiosyne!“ könnte mit wenigen Mitteln von Seite der sonst recht thätigen Stabel'schen Buchhandlung etwas gehoben werden, um wenigstens dem antibelletristischen Treiben dieser „belletristischen Beilagen“ entgegenzutreten. — Zwei im Verlage der obigen Buchhandlung zum Besten der neuerrichteten Kreisblindenanstalt erschienene Werkchen sind: „Bilder und Sagen“ eine Sammlung von Dichtungen, welche die freundliche Beurtheilung, die sie in mehreren Zeitschriften erfuhren, wohl mehr dem edlen Herzen des Verfassers, des Grafen Beerheim von Thekkenburg, das treu und warm in allen diesen Dichtungen und entgegenschlägt, als ihrem poetischen Werthe verdanken. Das andere Werkchen ist ein episch-lyrisches Gedicht: „das Felsenkreuz“ von G. Behringer, und hat in den „Hamburger Jahresszeiten“ und den „Hamburger literarisch-kritischen Blättern“ zwei sich so widersprechende Beurtheilungen gefunden, daß ich

gerne unterlasse, noch eine dritte Ansicht geltend zu machen! — Der gleichfalls bei Stabel erschienene „Deutsche Musenalmanach“ von dem in dem benachbarten Kitzingen lebenden Dr. Chr. Schab ist, nachdem er sogleich nach seinem Erscheinen in Baiern confiscirt, jetzt wieder freigegeben worden. Der Grund hievon waren zwei Originalbeiträge von Heine, die, so wichtig sie auch sein mögen, durch ihre colossale Lieberlichkeit nur zu klar beweisen, daß der Dichter des „Buches der Lieder“ todt ist. Die übrigen literarischen Erscheinungen gehören fast alle dem Gebiete der theologischen und medicinischen Wissenschaft an, so wie denn überhaupt eine genauere Kenntniß der deutschen Literatur selten getroffen, eine ganz genaue Kenntniß der französischen Romanliteratur aber eben so selten vermißt wird. Ich glaube diese Zeilen nicht passender schließen zu können, als wenn ich bemerke, daß die Würzburger in wissenschaftlicher Beziehung sich die Aufgabe gestellt zu haben scheinen, dem Worte Mephisto's Geltung zu verschaffen, wenn er sagt:

Ich sag' es Dir: ein Kerl, der speculirt,
Ist wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Würzburg im Mai 1854.

(Werden fortgesetzt.)

Gedichte.

Juniuslied.

Die Sonne schimmert, ein Festaltar!
Wie leuchten die Wolken, die blauen,
Als wollte der Himmel blizend und klar
Mit gränender Erde sich trauen.

Wie glühen die Rosen wie fluthet der Duft,
Wie flattern der Liebe Träume,
Und Lust des Wanderns auf schmeichelnder Luft
Berauschend durch alle Räume.

Run laß mein Herz es kommen und gehn,
Und darfst Du nicht mehr lieben:
Zu wandern bei frischem Morgenwehn
Das ist Dir noch geblieben!

Adolf Stern.

Richard Wagner und die neuere Musik.

Eine kritische Skizze aus der musikalischen Gegenwart.

(Halle, Schrödel u. Simon, 1854. — Klein 8. 7 Bogen.)

Im vergangenen Jahre erschien eine Reihe von Aufsätzen von einem anonymen Verfasser, unter dem Titel: „Zur Würdigung Richard Wagner's“ in der „Neuen Zeitschrift für Musik.“ Diese Aufsätze machten ein, in mehr als einer Hinsicht wohlverdientes Aufsehen. — Es war einerseits die Klarheit und Entschiedenheit in den Ansichten, andererseits das durchaus Selbstständige und theilweise Neue im Urtheil, welches dem unbekanntem Verfasser Freunde erwarb. — Andererseits überrückte es, daß diese Artikel, deren Haltung eine solche war, daß man, trotz der vielfachen Anerkennung der Wagner'schen Verdienste, den Verfasser doch keineswegs als Anhänger Wagner's bezeichnen konnte — daß diese Artikel gerade in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ erschienen, welche sich als entschiedenes Parteiblatt für die Wagner'schen Kunstbestrebungen mit Consequenz kund gab.

In der That machten diese Artikel der „Neuen Zeitschrift“ viel zu schaffen. Die Redaction erklärte wiederholt, daß die Aufnahme nur erfolgt sei, um auch einer, theilweise wenigstens gegnerischen Stimme der achtungswerthesten Art, Raum zu geben und zugleich eine Debatte zu eröffnen, welche in vieler Hinsicht von Interesse und Nutzen sein müsse.

Der Redakteur Brendel widmete den Artikeln eine längere, ausführliche Entgegnung, die in sein neuestes Werk „Die Musik der Gegenwart und die Gesamtkunst der Zukunft“ übergegangen ist — Beweis genug dafür, wie beachtenswerth die Einwürfe des Verfassers gegen Wagner's Theorie, und wie würdig die Haltung des Verfassers sein mußte, selbst da, wo er entschieden gegen Wagner zu polemisiren sich veranlaßt fand.

Jene Artikel nun sind es, welche uns hier, mit verändertem Titel und in mehr abgerundeter Form als selbstständige Brochüre geboten werden. Der geistvolle Verfasser hat sich zwar auch hier nicht auf dem Titel, wohl aber am Schluß des kurzen und anspruchslosen Vorworts zu erkennen gegeben. Es ist der, als politischer Schriftsteller und Verfasser mehrerer größerer und kleinerer Werke im Sinne der Opposition — wir nennen seine „Politischen Vorlesungen“, seine „Ferienschriften“ und „Fruz“, „Roms“ und „Jesuiten“ — namentlich in Preußen bekannte Landrichter Friedrich Hinrichs in Halle.

Vergleichen wir die Brochüre mit den ursprünglichen Artikeln in der „Neuen Zeitschrift“, so ist, nach des Verfassers eigenem Ausspruch, der Verlauf des Ganzen nur wenig geändert, doch sind im

Einzelnen durch Weglassungen und Zusätze ziemlich bedeutende Modificationen eingetreten. Der Verfasser bittet, ihn fernerhin nur für die jetzt gebotene Form verantwortlich zu machen, und fügt am Schluß des Vorwortes noch bei: „Sollte das Schriftchen etwas dazu beitragen, einige herkömmliche Vorurtheile zu beseitigen, ein gerechtes Urtheil über R. Wagner vorzubereiten, so wäre sein Zweck vollständig erfüllt.“

Dies hat der Verfasser theilweise erreicht. Wir sagen theilweise, da er allerdings einige herkömmliche Vorurtheile kräftigst beseitigen hilft; aber dafür neue Vorurtheile zu befestigen sich bemüht, wie auch Brendel in seiner Entgegnung sehr richtig und treffend nachgewiesen hat. Im Detail auf das Für und Wider einzugehen, ist hier nicht der Ort, sondern Sache der musikalischen Zeitschriften. Nur soviel sei erwähnt, daß Hinrichs, trotz seines unbestritten reichen und scharfen Geistes, wiederholt eine Pedanterie und Einseitigkeit zur Schau trägt, welche mit der sonstigen Freiheit seiner Anschauung seltsam contrastirt und uns unwillkürlich den Gedanken aufdrängt, daß er durchaus nicht so ohne Vorurtheil an die „Würdigung“ Wagner's heranging und nicht so frei von musikalischen Liebhabereien (Streckenpferden) ist, als er sich und uns glauben machen will. — So z. B. in seiner einseitig ungerechten Beurtheilung der letzten Werke Beethovens, in seiner bedenklichen Vorliebe für die Liederform, in seiner veralteten schulmeisterlichen Auffassung der musikalischen Logik und Grammatik u. s. f. Mit Letzterem könnte ein heutiger Componist weder theoretisch, noch praktisch ausreichen, da das Bopsthum einer willkürlich eingepferchten Harmonie- und Formlehre von Beethoven bereits seit 50 Jahren thatächlich und siegreich gestürzt ist, obgleich dieser alte Vuderkram noch in den meisten Lehrbüchern und in den Köpfen der Theoretiker herumspukt.

Aus diesem Grunde ist Hinrichs mit Vorsicht und Kritik zu lesen, wenn er nicht eben so viel schaden soll, als er auf der andern Seite nützt. Der unbefangene, vorläufig aber noch urtheilslos oder indifferente Leser muß um so vorsichtiger sein, als Hinrichs ein gewandter Dialektiker aus der Hegel'schen Schule ist, welcher, wenn es ihm einmal gelungen ist, seine Voraussetzungen direkt oder indirekt zur Annahme einzuschmuggeln, unaufhaltsam vorwärts dringt und ohne Weiteres Consequenzen zieht, welchen man nur schwer sich entziehen kann, wenn man das Uebel nicht an der Wurzel packt und hinlänglich sattelfest ist, um die Vorderfüße auf das bescheidene Maß ihrer nur bedingten nicht absoluten Geltung zurückführen zu können.

Trotz dieser Mängel ist das kleine Werk reich an glücklichen Gedanken und selbst in seinen Schwächen interessant. Die Darstellung ist gewandt und elegant, die Stellung des Verfassers anziehend durch ihre

Originalität und Selbstständigkeit. Hinrichs kämpft gleichzeitig nach Rechts und Links und bildet gewissermaßen eine Partei in sich selbst. Er polemisiert mit Gewandtheit und Glück z. B. gegen die colossale Einseitigkeit und bekannte Verbissenheit, mit welcher die „Grenzboten“ Wagner kritisch-vornehm abthun wollten. Andererseits polemisiert er aber gegen einige Grundsätze der „Neuen Zeitschrift“ — und obgleich wir ihm hier durchaus nicht beistimmen können, müssen wir doch gestehen, daß er in einigen minder wesentlichen, und mehr formellen als fundamentalen Fragen, nicht ohne Glück und jedenfalls mit großer Gewandtheit die Waffe geführt hat.

Die Stellung des Verfassers wird sehr treffend durch die Schlußsätze seiner Brochüre charakterisirt, welche gewissermaßen als Resumé seiner Arbeit gelten können und zugleich beweisen, daß Hinrichs weit mehr zu den Verehrern Wagner's gehört, als zu seinen Gegnern und daß er sich bedingungsweise viel theilnehmender in die Reihen seiner Verteidiger stellt, als er uns im Verlauf seiner Abhandlung — namentlich da, wo sie sich in das Kleinliche und Grillenhaftige verliert — glauben machen will. — Wir lassen diese Schlußworte ihres allgemeinen Interesses wegen hier folgen.

„Wir haben Wagner“ — sagt Hinrichs — „vielfach die Geschichte entgegenhalten: wir sehen nicht an, ihn selbst als eine historische Macht anzuerkennen, der wir uns beugen. Wir fassen seine Richtung als eine nothwendige Reaktion, er ist schon eine Potenz der Wirklichkeit, ein Sturm der durch die Welt der künstlerischen Gewissenlosigkeit dahin fährt, über die Bösen wie über die Guten. — Wird es ihm auch nicht gelingen, die absolute Musik zu vernichten, die Aesthetik umzuwerfen, die Errungenschaften einer langen Entwicklung zu beseitigen“ (das ist Wagner, beiläufig gesagt, nie eingefallen, denn er basirt thatsächlich und ganz direkt auf den „Errungenschaften“ von Gluck, Mozart, Beethoven, Weber und Berlioz) „so hoffen wir doch, daß durch ihn ein erfrischtes Leben in unser ganzes Kunsttreiben kommen, daß sich durch seine Werke das künstlerische Gewissen der Künstler und des Publikums stählen wird. Die Scheu, mit der Wagner der Kunst gegenüber tritt, die Verachtung, die er gegen die zur Zeit herrschenden Kunstrichtungen hegt, mag sich auf jene übertragen. Ist die Emancipation gelungen, so wird man, dankbar für die Befreiung, zur Universalität, zur Freude an allem Schönen zurückkehren, welches uns die Geschichte bietet.“ — (Dies ist auch unsere und sicher auch Wagner's Ansicht. Der Unterschied zwischen sonst und künftig ist nur der, daß man das, was die Musik in ihrer historischen Fortentwicklung geboten hat, eben nur unter historischem Gesichtspunkt, als ästhetische Entwicklungsmomente, aber nicht als Muster und Abschluß für alle Zeiten

betrachten muß, wie von der musikalischen Reaktionspartei noch immer behauptet wird, welche Bach, Händel oder Mozart als Non plus ultra aller musikalischen Entwicklung aufrecht erhalten möchte.) — „Sucht das Publikum dann wieder künstlerische Erhebung, (!) so wird es bei Wagner, in seinem stitlichen Ernste, in der Gewalt seines Ausdruckes solche immer finden, und es ihn neben den übrigen großen Meistern verehren und lieben.“

„Wir aber verfolgen vorläufig nicht ohne ängstliche (?) Spannung die weitere Entwicklung. — — — Wir wollen nicht über den Erfolg absprechen: Die große Kraft der Wagner'schen Produktion mag Schwierigkeiten überwinden, denen wir keine Macht gewachsen glauben. Er unternimmt es aber, eine Welt rein aus sich zu erschaffen, eine Höhe zu erklimmen, die noch Niemand betreten hat — möge er von dem Loose der Titanen bewahrt bleiben!“ — — —

Soweit der Verfasser. — Mit den Modifikationen, die wir in Parenthese angedeutet haben, begrüßen wir diese, wie viele andere seiner Aussprüche der Hauptsache nach mit Sympathie. Allen, welche sich für die Kunstfragen der Gegenwart interessieren, sei das kleine Werk bestens empfohlen, welches auch durch sein elegantes Aeußere — in dem jetzt so beliebten Miniaturformat der populären Vorträge der wissenschaftlichen Vereine zu Berlin und Halle — sich vortheilhaft auszeichnet.

Hellmuth.

Bücherschau.

Der Aufstand in China von seiner Entstehung bis zur Einnahme von Nanking. — Aus dem Französischen des Gallery und Ivan von Reinhard Otto. Mit einer topographischen Originalkarte und dem Bildniß des Thronprätendenten. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn 1854.

Der chinesische Aufstand, eins der Capitel, welche unsre Zeitungen vor der ergiebigen orientalischen Frage — als die große Seeschlange benutzten und ausbeuteten, verdient nach dem vorliegenden Buche allerdings Beachtung. Die Wichtigkeit welche die französischen Verfasser der seit 1850 begonnenen und bis jetzt mit Glück fortgesetzten Rebellion im himmlischen Reiche gegen seine himmlische Majestät — beimessen, die sorgfältige Zusammenstellung alles vorliegenden Materials, sogar (wenn wir glauben dürfen) die Mittheilung von Aktenstücken (Proclamationen des rechtmäßigen Kaisers Hienfung, des Gegenkaisers Tiens-Té, Proclamationen der Unter-

führer resp. Unterkönige des Aufstands ic.) rechtfertigt eine deutsche Ausgabe des Buches, wie sie von Herrn Reinhard Ditto anerkennenswerth besorgt worden ist, vollkommen.

Plan und Zweck der chinesischen Revolution würde nach diesem Werke neben dem Sturz der regierenden Dynastie die Zerstücklung des ungeheuren Reichs in eine Conföderation von Königreichen sein. Die Fortschritte, welche die Rebellen allerseits gemacht

haben, der Geist der Bevölkerung selbst, sowie die corrumpirten Zustände auf Seiten ihrer Gegner scheinen für ein glückliches Ende des Aufstandes zu bürgen.

Die Ausstattung des Buches ist eine anständige, die beigegebene Karte dankenswerth und zur Orientierung brauchbar. Das Portrait — möglicherweise auch das Original des Thronprätendenten ist ziemlich nichtsagend.

R. R.

Fenilleton.

Beitschwingen.

Ein Gemälde von Ary Scheffer. Ary Scheffer's Gemälde „Francesco de Rimini“ ist von einem Grafen von Glesmere um den Preis von zwölfhundert Guineen angekauft worden.

Solitaire's neue Novelle. Im Verlag von Bolger und Klein in Landsberg an der Warthe erschien soeben eine neue Novelle von M. Solitaire, die den Titel: „Die Fahrt zur Königin von Britannia. Theophrastus Paracelsus ab Hohenheim fragmentarisch dargestellt“ führt. Schon aus diesem Titel ergiebt sich, daß der Dichter auch diesmal seiner bizarren aber originellen und interessanten Weise treugeblieben ist. Wir werden Gelegenheit haben, uns des weiteren über diese Arbeit zu verbreiten.

Dichtungen von Paul Heyse. Von dem jungen Dichter Paul Heyse, der durch seine ehrenvolle Berufung nach München die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, erscheinen im Verlag der Besser'schen Buchhandlung (W. Herz.) in Berlin eine Anzahl Dichtungen unter dem Titel „Hermen.“ Dieselben enthalten außer ungedruckten auch die früher selbstständig erschienenen Gedichte „Urica“ und die „Brüder.“ Wir kommen auf das elegant ausgestattete Werk in unserer Bücherschau in ausführlicher Weise zurück.

Davison in Dresden. Bogumil Davison ist seit dem ersten Juni in Dresden, dessen Hofbühne der Schauplatz seines künftigen Wirkens sein wird, eingetroffen. Für die nächste Zeit wird er dort das Repertoire bestimmen, welches dabei jedenfalls an Classicität, Reichhaltigkeit und Interesse das jeder andern Bühne übertreffen wird.

Vermischtes.

Gerstäcker am argentinischen Hofe. In seinen „Reisen“ (erster Band, „Südamerika“) erzählt uns der „deutsche Weltfahrer“ Friedrich Gerstäcker: „die Ausichten der Deutschen in den La Plata-

staaten zu erfahren, schien es mir das sicherste, mich an Nojas, den Gouverneur oder Diktator derselben zu wenden. Der amerikanische Consul versicherte mir jedoch, daß Nojas nur höchst selten selbst einen Gesandten empfangt, und Donna Manuelita, die Tochter des gejürchteten Gauchohäuptlings, gewöhnlich Audienz ertheilt. — Hier aber schien für mich eine ziemlich bedeutende Schwierigkeit zu liegen, ich war nämlich von Bord nur eben so weggegangen, wie ich gedachte in den Sattel zu steigen und der einzige Anzug den ich mit hatte, bestand in einem Reitkittel von dem größten hellgrauen wollenen Stoff, eben solchen Hosen, hohen Wasserstiefeln und einem schwarzen breitrandigen Filzhut — konnte ich so vor Donna Manuelita, der ersten Dame des argentinischen Reiches, erscheinen? Der amerikanische Consul sagte ja, Donna Manuelita sollte eine so liebenswürdige, wie vernünftige Dame sein, Mr. Graham garantierte mir, daß ich nicht allein empfangen, sondern auch freundlich empfangen werden würde, und seinen Worten treu führte er mich eines Abends selber bei ihr ein. Die Gaucho Soldaten, die vorn im Portal und den Gängen Wache standen, schauten nicht schlecht, als ich solcher Art gekleidet, noch dazu in dem argentinischen Blaugrau durch die Pforten ihres Herrn schritt, ließen uns jedoch ungehindert passiren und wir betraten bald darauf das Audienzzimmer. — Der Saal war ganz in europäischem Geschmack eingerichtet, der Boden mit sehr geschmackvollen bunten Teppichen bedeckt und nur die hohe lustige Decke trug ein argentinisches Abzeichen — die schwarzen und rothen Farben (Sieg oder Tod) der Föderation. — Wir waren noch ein wenig zu früh gekommen — die Diener braunten erst die Kerzen an und ich benutzte indessen meine Zeit zuerst meine ganze Umgebung mir genau zu beschauen und dann Betrachtungen anzustellen ob meine Wasserstiefeln wohl nicht die ersten wären, die je diesen kostbaren Teppich betreten hätten. Lange blieb mir aber dazu keine Zeit, die Thüren öffneten sich plötzlich und hereintraten nach und nach, die „Großen des Reichs“ vielleicht, so viel ich davon wußte, denn ich kannte keinen von ihnen, jedenfalls

stättlich gepuzte Herren und Damen, die Herren sämmtlich in dunkelblauen Fracks mit rothen Westen und Hutbändern und alle im Knopfloche das rothseidene Band; die Damen im elegantesten französischen Costum. Beide Theile betrachteten mich aber, und ich entschuldige vollkommen ihre Neugier, mit kaum verhehltem Erstaunen, und schienen sich gegenseitig fragen zu wollen „was thust du hier im Heiligthum?“ Ehe aber der amerikanische Consul im Stande war nur überhaupt meine Existenz zu entschuldigen, erschien Donna Manuelita selber und empfing mich nachdem ihr Mr. Graham mit ein paar Worten meine Absicht gesagt hatte, während sie ihn selbst in der Entschuldigung meines Anzuges unterbrach, auf das Freundlichste. — Donna Manuelita verstand allerdings, wie mir Mr. Graham sagte, das Englische, sprach es aber noch nicht geläufig genug und mochte sich nicht darin unterhalten; eben so ging es endlich mit dem französischen — und die Unterhaltung wurde durchaus spanisch geführt, wobei Mr. Graham so freundlich war zu dolmetschen. Die Dame versprach mir übrigens mit ihrem Vater, der Auswanderungsjache wegen, in wie weit er nämlich deutsche Einwanderung begünstigen würde, zu reden und mir, noch ehe ich Buenos Ayres verließ, das Resultat mitzutheilen. — Indessen hatte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft eingefunden und ich sah mich bald im Gespräch mit zwei jungen argentinischen Damen, von denen die eine sehr geläufig englisch sprach und die andere angefangen hat deutsch zu lernen, so daß sie ebenfalls schon viel verstehen und sich auch ziemlich deutlich ausdrücken konnte. Ich verbrachte, trotz meines nichts weniger als hofsähigen Anzuges, ein paar sehr angenehme Stunden in so liebenswürdiger Gesellschaft.“

Die Proclamation einer chinesischen Kaiserin.*) Die officielle Zeitung von Peking (Kin—Sin—Pao) der Moniteur der achtzehn Provinzen, welcher seine Stimme an sechzig Millionen Einwohner richtet schickt der Ernennung einer chinesischen Kaiserin und dem Manifeste welches dieselbe verkündete folgenden interessanten Artikel voraus: „Da Heirathen und Geburten nur Gegenstände des Privatlebens sind, so braucht der Kaiser von denselben seinen Unterthanen keine Kunde zu geben. Das Volk hat keine Ursache zur Theilnahme, wenn es seiner Majestät gefällt, eine Frau von großer Schönheit in das innere Heiligthum einzuführen. Genio erhält es sich mit der Geburt eines Kindes. Da Sr. Majestät das Recht hat, zum Thronfolger nicht allein dasjenige Ihrer Kinder welches sie für würdig

hält, sondern sogar auch einen der Familie fernstehenden verdienstvollen Mann zu bezeichnen, so muß der Nation die Geburt eines Prinzen, welcher vielleicht nicht einmal zum Nachfolger des Vaters berufen wird, gleichgültig sein. Anders verhält es sich aber, wenn der Sohn des Himmels, dem Beispiele einiger seiner ruhmreichen Vorfahren folgend, den Entschluß faßt, an seiner Seite die Frau sitzen zu lassen, mit welcher er sich vermählt hat und die er zur Würde einer regierenden Kaiserin erhebt. Dann kündigt er der Welt das glückliche Ereigniß an, damit Jedermann wisse, welches die Frau sei, die er für würdig hält, gemeinschaftlich mit ihm zu herrschen. Deshalb macht der große Kaiser jetzt der Nation seinen Willen kund. Schon längst würde das Volk von diesem Ereigniß Kenntniß erhalten haben, wenn nicht der Sohn des Himmels mit der Verkündigung bis nach Ablauf der ersten Periode der Trauer um seinen erhabnen Vater hätte warten wollen. Am Morgen des siebenten Tages im ersten Monate wird der Ritusminister die Proclamation seiner Majestät in die Annalen des Kaiserreichs aufnehmen und auf gelbem Papiere in der chinesischen und der Mandschuh-Sprache anheften lassen, damit sie Jedermann im ganzen Lande, in den Städten wie in den Hütten kennen lernt.“ — Diesem preiswürdigen Leitartikel folgt ein wohlstylisiertes, demonstrierendes Manifest, in dem, neben den Tugenden der Mäßigkeit, Gefälligkeit und Sanftheit der neuen Kaiserin Niu—lu—ku— noch besonders hervorgehoben wird, daß sie in alter Weise erzogen, sich nicht scheut mit eignen Händen das feine, sowie das grobe Leinen zu waschen.“ — Für gewisse europäische und insbesondere deutsche Damen scheint dennoch China ein Ort zu sein wo ihr, bei uns schnell verkanntes Wesen noch Anerkennung findet.

Ein Heirathsgesuch bei den Indianern.

Der im Westen und bei uns „nicht mehr ungewöhnliche und oft mit Glück betretene“ Weg der Heirathsgesuche, diese gemeine, widerliche, ja ekelregende Unsitte, hat auch unter den Indianern der vereinigten Staaten Anklang gefunden. Das Prairie Journal bringt folgende Anzeige: „Der Häuptling der Haynse bietet tausend Pferde einem respectablen jungen weißen Manne, der gut empfohlen ist und seine achtzehnjährige Tochter heirathen will: er muß sich im Territorium der Indianer niederlassen und sich auf den Ackerbau verstehen, den er den Indianern lehren soll. Die Pferde sind 50—80,000 Dollars werth. Die junge Indianerin ist von mittlerem Wuchs, mit regelmäßigen Zügen, schwarzen Augen, gleichen Haaren und Formen. Ihr langes Haar fällt auf ihre mit Korallen gezierten Schultern herab. Sie hat viel Anstand und Grazie.“ Wie man gewohnt ist in Amerika die Ehe anzusehen (wir verweisen auf das in Nr. 22 aus Pelz's „Transatlantischen

*) Aus: der Aufstand in China von seiner Entstehung bis zur Einnahme von Nanking. Aus dem Französischen des Gallary und Pwan von Reinhard Otto. Braunschweig. Friedrich Vieweg und Sohn. (S. die Bücherchau.)

Studien' mitgetheilte) werden die tausend Pferde ihren Liebhaber schnell genug gesunden haben.

Wie man Ruhm erwirbt. In einem der neuesten Hefen des „Illustrierten Familienbuchs“ des östreichischen Kloyo giebt Professor Dr. Söhl eine interessante Skizze über die eitle, genußsüchtige, durch ihr Verhältniß zu Kaiser Alexander I. von Rußland bekannt gewordene Frau von Krüdener. In derselben erzählt er: „Frau von Krüdener wollte als Schriftstellerin glänzen. Seit längerer Zeit arbeitete sie an einem Romane, der ihrem Namen die Unsterblichkeit sichern sollte. Aber er mußte in Paris erscheinen, dort mußten zuerst alle Schöngeister, alle Tagesblätter gewonnen werden, daß er wie ein neuer Stern am literarischen Himmel begrüßt, daß er überall hin verbreitet, gelesen und ihr Ruhm gesichert würde. — Sie ging nach Paris und allsogleich begannen die Vorbereitungen, um ihren Roman unter den glänzendsten Auspicien in die Welt einzuführen. Und „Valerie“ erschien dann gedruckt im December 1803*) Alle ihre zahlreichen Freunde begrüßten das Buch als eine außerordentliche Erscheinung, beinahe alle Blätter streuten Lob, und es war keine Zeitschrift, die sich nicht im freundlichen oder feindlichen Sinne mit der Frau von Krüdener und ihrem Buche beschäftigte.“ Aber sie wollte einen noch größeren Triumph feiern und der Herold ihres eigenen Ruhms werden. Dazu mußten ihre Freundinnen hilfreich Beistand leisten. So begann sie unerkannt eine Wandrung durch alle die glänzenden Modewaarenlager von Paris und trug nach Schürzen, Bändern und Federn a la Valérie. Man sah sie fragend an, sie wiederholte ihr Verlangen; man lächelte und verneinte. Aber kaum hatte sie sich entfernt, kam eine ihrer Freundinnen und that dieselbe Frage; ihr folgte eine Dritte, eine Vierte. Wie? Nichts a la Valérie? Der Heldin des berühmten Romans der Frau von Krüdener? Und so war das Buch bald auf den Toiletten der höchsten Damen, wie in den Händen der Ladungsjungfern. Sie nahm mit bescheidener Miene die Lobsprüche der Hohen und Niederen entgegen, lächelte insgeheim und froh spottend. Man hat in Paris doch nichts ohne Charlatanerie. Das Buch hatte Aufsehen gemacht, der Plan der Verfasserin war gelungen, ihr Wunsch befriedigt. Aber der Eindruck ging schnell vorüber.“

Merkwürdiges Zusammentreffen. Der Todestag Shakespeares ist zugleich in dem Leben eines andern großen Mannes von Bedeutung. Am

*) „Valérie, ou Lettres de Gustave de Linaur a Ernest de G. Paris, 1803. deux vol.“

23 April 1616 wurde Oliver Cromwell der nachmals in der englischen Revolution so hervortretende Protector, auf der Universität als Student immatriculirt. Jener, der größte Held auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, beendete seine Laufbahn, dieser begann an demselben Tage die seinige. Jener hatte von der Bühne aus große Ideen unter das Volk gestreut, dieser wollte auf der politischen Bühne die Ideen verwirklichen.

Lorzing's Grab. Der Regisseur W. Düringer in Berlin hat seinem verstorbenen Freunde, dem allbekannten Albert Lorzing einen Leichenstein setzen lassen mit folgender Inschrift:

„Sein Lied war deutsch, und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Noth und Reid,
Das Leid flieht diesen Friedensort,
Der Kampf ist aus — sein Lied tönt fort!“ —

Ein schlichtes, treffendes Sprüchlein einem schlichten deutschen Liedersänger!

Indianische Kochgeschirre. Unter den amerikanischen Nothhäuten haben sich begreiflicher Weise die Töpfe noch nicht niedergelassen. Wozu auch; hat doch die Natur für alle Bedürfnisse gesorgt. Wollen die Indianer kochen, so gehen sie in den Wald und holen sich Töpfe. Es wächst nämlich in Brasilien ein Baum, dessen Früchte die Gestalt von Kochgeschirren haben. Da nun auch die Schale einer nicht zu großen Hitze Widerstand leistet, auch sehr viele solche natürliche Töpfe vorhanden sind, so ist ihr Gebrauch sehr allgemein. Hat man Speise bereitet, so wird das Geschirr fortgeworfen und für die nächste Mahlzeit ein frisches geholt.

Für Austerneffer. Das „Journal de Grandville“ berichtet aus der zweiten Hälfte des April: „während der letzten drei Wochen hatten unsre Schiffer, vom schönsten Wetter begünstigt, bei dreißig Millionen Austern gefangen, so daß sie nur noch ungefähr zwölf Millionen bedürfen, um den an sie ergangenen Bestellungen zu genügen. Es sind täglich sieben tausend Leute beschäftigt, die Auster zu sortiren und zu verpacken, wonach sie zur Weiterbeförderung nach Paris und andern Consumtionsplätzen, nach Courseulles, Saint Vaast und Dieppe gesandt werden.“

Ein sonderbares Rathscollégium. Nicht weit von Terni, im Kirchenstaate, liegt das Städtchen Rocca, welches sich früher durch eine eigenthümliche Stadiverfassung auszeichnete. Dieselbe besagte nämlich ausdrücklich: daß die Obrigkeit aus vier Männern bestehen müsse, die weder lesen noch schreiben könnten und alle Verhandlungen mündlich führten. Jetzt wird wahrscheinlich diese originelle Bestimmung beseitigt und aufgehoben sein.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Hünze. — Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.